

Deutsche Verwundete in Frankreich.

Von Pierre Wille.

In dem langen geräumigen Saal, der zwar nicht zum Kranken-
saal bestimmt war, doch dessen Wände und Fußboden man schnell
gesäubert hat und der nun zweimal täglich gelehrt wird mit
Besen, die mit nassen Tüchern unumwilt sind, in diesem Saale,
der nun einen hellen, gar nicht traurigen Eindruck macht, liegen
dreißig deutsche Verwundete, fünfzehn auf jeder Seite. Sie liegen
in den eisernen Betten oder sitzen auf der Kante der Matratze.
Diese sind schon in der Besserung und können gehen, obwohl sie
noch hinken. Oder sie lassen das Gelenk ihres verletzten Armes
oder der Frankens Hand mit einem Wonnengefühl spielen, und
freuen sich über die Geschmeidigkeit, die sie nach und nach wieder-
erlangen fühlen. Die rührend, wie ergeizend ist dieser fanatische
Eifer der Natur, die Wunden bei jungen, gesunden Wesen zu
heilen. Wie vorhin ein Major sagte, sieht man gleich, daß eine
Verwundung keine Krankheit ist. Sie ist fast immer weniger
ernst. Die meisten der Deutschen langten sterbend hier an, vom
Nebel frost geschüttelt. Einige waren wie in einen Panzer aus
trockenem Schmutz eingemummelt. Manchmal hatten sie drei oder
vier Nächte auf dem Schlachtfelde gelegen, bis sie aufgehoben
wurden, und vierzehn Tage waren verstrichen, ohne daß sie ver-
bunden wurden. Die am schwersten Verletzten haben es nicht
überstanden. Doch das war nur eine kleine Zahl. Die andern
hatten nun ihrer Genesung, mit Ausnahme von einem oder zwei,
die in leisem Todesstadium liegen, ohne daß ihre Kameraden acht
darauf geben. So viele haben sie herbei sehen.

Und dann auch liegt zwischen Leben und Tod ein Abgrund,
den nichts zu überbrücken vermag — das Leben kann den Tod nicht
verdrängen und sorgt sich nicht um ihn.

Diese verletzten Soldaten leben also hier im Hospital wie in
der Kaserne — in einer Kaserne, wo es weder Exercieren noch
Märsche gibt. Nur über unstillbaren Hunger klagen sie. Es ist
eine ziemlich seltsame Tatsache: die Nation, die den Franzosen
reichlich genügt, vermag den Appetit der Deutschen nicht zu stillen.
Einige sind recht fromm geblieben. Stundenlang lesen die Pro-
testanten in ihrer kleinen Bibel in schwarzem Lederband mit
weißen Seiten. Die Katholiken lassen einen Rosenkranz durch die
Finger gleiten. Die meisten aber rauchen oder träumen, ohne zu
reden, und schweigen nur in dem Gefühl des Lebens — des
füßigen, ungläubigen, wiedererwachenden Lebens, und werfen auch
einen zufälligen Blick auf die Pflegerinnen: es sind Frauen, junge
Frauen.

Anfangs waren sie nicht so ganz zufrieden, die Pflegerinnen,
in einem Saal mit Deutschen zu arbeiten. Es war ein ganz
natürlicher Wunsch, den Anfang zu machen mit Landsleuten, denen
sie ihre Fürsorge angedeihen ließen. Aber auch, weil die Fran-
zosen für „liebenswürdiger“ gelten. Bei solchen tragischen, schmerz-
lichen Gelegenheiten zeigt es sich, daß der Ruf der Gerechtigkeit
ihrer Rasse auf Wahrheit beruht.

Die Deutschen bleiben still, fast leblos. Das ist im allge-
meinen Lebewege der Nummer oder die Demütigung ihrer Ge-
fangenschaft. Mit Ausnahme eines einzigen, eines Unteroffiziers,
der mit finsterner Mißbilligung erklärt, er wäre lieber tot als ge-
fangen, scheinen sie froh zu sein, daß sie so glimpflich davon-
genommen sind und dem Kriegsgott ihre Schuld mit einer Wunde
bezahlt haben. Sie haben jedoch weniger lebhaftes Mitleid. Sie be-
sahen Disziplin, besahen Treue und haben ein blindes Vertrauen
auf den endgültigen Sieg ihrer Waffen.

Die drei Pflegerinnen haben sich jedoch schnell mit ihrer Auf-
gabe verstanden. Diese Männer sind zwar Deutsche, aber immerhin
Verwundete. Madame Brouin ist eine Berufspflegerin, und das
heißt man gleich: sie besitzt etwas Wissenschaftliches, besitzt Autorität,
zeigt ein wenig Herablassung gegenüber den beiden andern, denen
sie gern, und mit Recht, die geringeren Arbeiten aufträgt. In
ihrem erblischen, tief eingewurzelt Respektinstinkt haben die
Deutschen ihr keinen Beinamen gegeben. Diejenigen, die gehen
können, schlagen die Haken zusammen, wenn sie eintritt, wie vor
einem Vorgesetzten, und nennen sie respektvoll „Fraulein Brouin“.
Von den beiden andern aber ist für sie die eine der „Engel“,
die andere die „Wiene“. Der Engel ist ein sanftes, zärtliches
Frauchen mit Augen, die ihrer Seele zum Verderben gereichen,
wenn sie nicht so rein wären. Ein wenig ungeschickt, ein wenig
„verloren“ war sie in der ersten Zeit, denn sie kann kein Wort

Deutsch und versteht nichts von dem, „was sie sich erzählen“.
Und sie wiederum versteht nichts von ihren Worten, die immer
lingen wie ein Gebet. Doch sie ist so liebevoll, so sanftmütig, so
ergeben, so aufmerksam! Neulich kam ihr der Gedanke: „Sie
mühten etwas zu lesen haben, um sich zu zerstreuen.“ Da ist
sie denn in der Stadt umhergelaufen, um deutsche Bücher aufzu-
treiben, doch hat sie nichts gefunden als einen Vorrat alter, ver-
gessener Broschüren bei einem Antiquar. Triumphierend zeigt sie
sie der „Wiene“, die deutsch kann. Es war „Die Kunst der Pflege
des Kanarienvogels“, die wohl für alte Damen jenseits des Rheins
gedruckt war, die „einen Vogel haben“. Die „Wiene“ krümmte
sich vor Lachen, aber . . . in Ermangelung von etwas anderem
lasen die Deutschen das Büchlein ganz höflich durch!

Die „Wiene“ hat ein kleines, zerklüftes Gesichtchen. Zu-
weilen sieht sie aus, als hätte sie keine zwei Tage mehr zu leben.
Doch sie ist unermüdlich tätig, und ihre kastanienbraunen Augen
glänzen lebhaft. Sie erfüllt stets alle ihre Obliegenheiten, widmet
sich allen und verleiht diesen großen Männergestalten das heilsame,
gesunde Gefühl, daß sie noch Kinder sind. Ein herrlicher Mann
ist unter ihnen, der eine Schädelverletzung hat und manchmal
phantasiert. Dann hält er sie für seine Mutter und spricht zu
ihr in gebieterischem Tone: „Mutter, Mutter, was hast du heute
abend für Suppe gekocht? Wieder dieselbe?“ Seine Kameraden
amüsieren sich und meinen, er müsse wohl nicht gerade ein ganz
lieber Sohn sein, sie aber nennt ihn ihren „Papapou“ und pflegt
ihn . . . wie eine Mutter. (Deutsch von H. Hoff.)

Kind und Krieg.

(Das Ergebnis einer Umfrage)

Zu diesen Kriegstagen dürfte wohl auch über den Kreis der
Schüler hinaus das Ergebnis einer Schilerenquete über den
Krieg von Interesse sein, die Dr. Stephan von Maday im März 1909
veranstaltet hat, und über die er im 64. Bande der „Zeitschrift für
Psychologie“ berichtet.

Die Umfrage war veranstaltet, als damals ein Krieg zwischen
Serbien und Oesterreich auszubrechen drohte. Gefragt waren die
Schüler derjenigen Klassen von 6 verschiedenen Schulen, deren Be-
sucher das Durchschnittsalter von 15 Jahren hatten. Die Befragten
waren Besucher einer Militär-Realschule, einer Kadettenschule, je einer
Realschule in Budapest und in Wien und je einer Knaben- und
Mädchenschule in einer ungarischen Provinzstadt. Als Kontrollver-
such wurden auch die Schüler der 1. Klasse einer Budapest-Reals-
schule, die etwa unserer Dama entspricht und Schüler im Durch-
schnittsalter von 11 Jahren aufweisend, befragt:

Es waren 5 Fragen gestellt: 1. Lieber das Wesen, 2. Die Vor-
züge, 3. Die Nachteile des Krieges, 4. Ob der Befragte den Krieg
gegen Serbien wünsche, 5. Ob er selbst einmal einen Feldzug mit-
machen möchte.

Es liefen 248 Antwortbogen ein, die die größte Mannigfaltig-
keit der Meinungen und Überzeugungen aufwiesen. Auf die erste
Frage nach dem Wesen des Krieges waren zum Teil sehr logisch ab-
gegebene Definitionen des Krieges eingelaufen, zum Teil aber auch
solche, die sich als Einfluß einer ganz bestimmten politischen oder
religiösen Gesinnung kennzeichneten. Eine ausgesprochene partei-
politische oder religiöse Stellungnahme zum Kriege trat noch seltener
bei der Beantwortung der beiden nächsten Fragen über die Vor-
züge und Nachteile des Krieges in Erscheinung. So war bei den
Schülern der beiden Militärschulen sowie der zwei Provinz-Stadt-
schulen der patriotische Ton der vorherrschende, während die Schüler
der übrigen (Großstadt-) Schulen mehr politisch gefärbte Antworten
gaben. Mehrere dieser Antworten waren auch von rein geschäft-
lichem Interesse diktiert. Die Mädchen sprachen sich nicht
viel anders als die Knaben aus. Nur ganz vereinzelt ist ihnen Ant-
worten Sorge um die Lebensmittel und eine gewisse Sentimentalität
anzumerken. Die Antworten dieser älteren Schüler dürften wohl
aber in der Hauptsache weniger als das Ergebnis eigener Nach-
denkens zu betrachten sein, sondern sich bei genauerer Prüfung als
eine Wiedergabe der ihnen — sei es in der Schule oder im Hause —
übermittelten Anschauungen über den Krieg herausstellen. Viel
persönlicher sind die Antworten der Elfjährigen ausgefallen, wiewohl
auch hier schon vereinzelt die Wirkung der patriotischen Erziehung
der Schule zum Ausdruck kommt.

Im großen und ganzen unterscheiden sich die Antworten der
älteren Schüler auf die Frage nach den Vorzügen und Nachteilen

des Krieges nur dadurch von denen Erwachsener, daß sie die Frage
nicht so allgemein wie diese fassen; sie huldigen noch einer mehr
konkreten Auffassung der Frage; indem sie anzugeben versuchen, für
welche Menschen respektive Menschenklassen der Krieg Vorteile
oder Nachteile mit sich bringt. Mit Recht sieht Dr. v. Maday in
der Tatsache, daß fünfzehnjährige noch nicht die höchste Stufe ab-
strakten Denkens erworben haben, die Ursache für ihre konkrete Auf-
fassung und Ausdrucksweise.

In vielen Antworten, besonders denen der Großstadtschüler,
wird auffälligerweise immer wieder ein und dieselbe Tatsache zu-
gunsten des Krieges angeführt; nämlich die, daß der Krieg not-
wendig sei, um Platz für neue Menschen zu schaffen; denn es seien
zuviel Menschen auf der Erde. Dr. v. Maday glaubt darin erstens
einen Beweis für das langsame Hinabsinken der in der Wissenschaft
einmal verbreiteten Malthusischen Idee in die tiefere Kulturschichten
und zweitens einen Ausdruck „der wirtschaftlichen Notlage des
städtischen Mittelstandes, dem jedes Mittel willkommen wäre, um die
scharfe Konkurrenz zu mildern“, sehen zu müssen.

Interessant war auch das Ergebnis aus der Zusammenstellung und
Vergleichung der Antworten, die von den Kindern auf die vierte und
fünfte Frage gegeben worden sind. Auf die Frage, „ob die Schüler
einen Krieg gegen Serbien wünschten“, antworteten nur 46 Prozent
aller Befragten mit „ja“, 48 Prozent mit „nein“ und 6 Prozent schwanken
in ihren Antworten. Den Krieg wünschten also nur die
knappe Hälfte der Kinder; hingegen wünschten 5 Sechstel
aller Befragten, einmal an einem Kriege teilzunehmen; denn die
Frage, ob sie selbst einmal einen Feldzug mitmachen möchten, ergab
83 Prozent „Ja“, 3 Prozent „Schwanfende“ und 14 Prozent „Nein“ Ant-
worten.

Selbstverständlich kommt in der Beantwortung der letzten Frage
die lebhafteste Kampfer- und Kampflust der Jugend zum Ausdruck, die als
ein Instinkt aus früheren Jahrestausenden der Menschheitsentwicklung
stammt und beim heutigen Menschen — im Sinne des biologischen
Grundgesetzes von Haeckel — vorzüglich in der Jugendzeit noch
einmal besonders kräftig in Erscheinung tritt. Daneben tut
aber auch der Ehrgeiz, für einen mutigen Jungen zu gelten, das
Seineige. Daß dieses Moment nicht zu unterschätzen ist, dürfte sich
aus der Tatsache ergeben, daß in der Budapest-Schule, wo die
Antworten anonym gegeben werden durften, sich ein ganz anderes
Zahlenverhältnis bei der Beantwortung der fünften Frage ergab.
Es antworteten hier nur etwa die Hälfte mit „Ja“, ein
Drittel mit „Nein“ und die übrigen verhielten sich schwankend. Das
Ergebnis ist hier auf einmal ein wesentlich anderes, weil die Schüler
unter dem Schutze der Anonymität glauben nicht befürchten zu
müssen, daß sie sich mit ihren ablehnenden Antworten als Feiglinge
blossstellen. Aber auch dieses Ergebnis wird wahrscheinlich noch nicht
die wahre Gesinnung der Kinder wiedergeben.

Von besonderem Interesse dürfte für uns übrigens auch die
Tatsache sein, daß neben den Militärschülern, bei denen es wohl
ohne weiteres als Ergebnis ihrer besonderen Erziehung angesehen
werden darf, die Provinzschüler am meisten kriegerisch gelonnen
waren, während die Großstädter sich vielfach dem Kriege gegenüber
ablehnend verhielten. Dr. B.

Im Kampf mit den Indern.

Ein Feldpostbrief der „Franz. Ztg.“ schildert den ersten Zu-
sammenstoß mit Indern:

Heute hatten wir zum erstenmal gegen die Inder zu kämpfen
und weiß der Teufel, das braune Lumpenpack ist nicht zu unter-
schätzen. Wir alle sprachen zuerst mit Geringschätzung von den
Indern, und unsere Meinung war auch sehr begründet, wenn wir
die Jammereigenschaften besahen, die so oft als Gefangene an uns vor-
übergeführt wurden. In Lumpen gehüllt, kriechend wie die Schneide,
mit blaugelbemerten Haften und eingesenigen Schultern schlichen sie
daher, so daß die tollsten Weiber über die Ruhrbundesgenossen der
Franzosen gerissen wurden.

Heute nun lernten wir die Bande von einer anderen Seite
kennen. Wie lagen schon seit drei Tagen unter dem ununter-
brochenen Beschüßfeuer der Engländer in unseren Schützengraben
und hatten Mangel an Rüstungen, denn nur des Nodts war es
möglich, uns zu verproviantieren. Wasser hatten wir genug, aber
und unter uns, so daß wir die schönsten Freibäder nehmen
konnten. Dürft litten wir demgemäß nicht, desto mehr aber Hunger.
Die Engländer schienen ein diabolisches Vergnügen daran zu haben,
uns mit Granaten zu beschern. Gottlob wurde nur sehr wenig

Die blaue Woge.

[Schluß.] Von Martin Andersen Nexö.

„Vom Geld kriegt man hier auf See keinen Be-
griff, und jede Schürze wird einem in Gedanken zum
Engel. Und wenn man dann ans Land gelassen wird,
die Taschen gefüllt voll von der Heuer, dann kann man
vor lauter Kraft und guter Laune kaum gehen. Auf allen
Meis stehen dann auch die Leute und basken gierig nach dem,
was wir in der Tasche haben, und man hat so ein komisches
Gefühl, daß man sich das ganze kaufen kann. Dann wirft
man ihnen nen Taler in die verhungerte Frage — der eine
soll was haben, weil sein Gesicht so fürchterlich schief ist, und
der andere, weil er einen im vorigen Jahr so erbärmlich mit
einem Anzug übers Ohr gehauen hat. Tumm ist das ja, aber
wenn da so zwei oder drei gute Vackskameraden an Land
kommen, so kriegt man Luft, mit allem feinen Späß zu haben.
Dann denkt man weder an Mutter, noch an Frau und Hören,
sondern läßt die Dinge einfach rollen. Und siehst Du, am
Ende einer langen Gasse, da liegt immer das Glücklichste
mit roten Tüllgardinen, und drinnen sitzt die Märchen-
prinzessin, wunder schön bemalt, und jeuzt und hat sich ihr
ganzes Leben lang in Sehnsucht nach einem verzehrt. Und
der Betreffende ist man dann, und wenn man ein paar Tage
später aufwacht, ist die Heuer futsch und der gute Anzug und
das Hemd vielleicht auch — und man findet sich in alten
Lumpen auf einer Bank. Dann denkt man wohl an die da-
heim — und zwar so, daß man die ärgsten Kopfschmerzen
kriegt. In der Vertaffung will man ja nicht nach Hause
kommen, und so bleibt einem nichts übrig, als sich wieder an-
musteren zu lassen — und wieder ein paar Jahre zu duschen.
Und es ist eine schöne Zeit, wenn man so weit draußen
irgendwo auf See seiner Nachtwache die Heuer zählt und an
die zu Hause denkt.“

Aber nun war das alles überwunden. Das war eine
harte Zeit da draußen im Osten gewesen, und er hatte gelernt,
sich gehörig zusammenzunehmen. Er hatte auch mit dem
Alten davon gesprochen, und sie hatten verabredet, daß er in
kleinem Hafen Landurlaub bekommen sollte.

„Das war keine leichte Sache,“ sagte er düstend, „aber
jetzt ist, Gott sei Dank, nur Hamburg noch übrig. Bin ich
erst auf dänischem Boden, so hat's keine Gefahr. — Und hier
sollst Du das Resultat sehen,“ sagte er und lehrte seinen
Gürtel um, hier ist money enough, um etwas auf dem
Land an zuzufangen, hundert Pfund in Gold, Freundschaft,
außer dem, was ich noch nicht bekommen habe. Es hat
Schweiß genug gekostet, das Geld unverfehrt zusammen-

zubekommen, konnt mir's glauben! Ich denke, man kauft sich
eine Nacht und fährt zu Hause Steine mit ihr.“

„Trögst Du all das Geld bei Dir?“ rief ich erstaunt.

„Willst Du mir sagen, was ich sonst damit anfangen soll?
Geld ist ein gefährlicher Dred — eh man etwas davon weiß,
ist es fort.“

„Du könntest es beim Kapitän stehen lassen.“

„Der Alte ist sicher ein grobhartiger Kerl; aber siehst Du,
es könnte irgend was Niederträchtiges passieren. Ich bin
schon früher auf dem Weg nach Hause mit Geld in der Tasche
gewesen, davon ich etwas anfangen konnte. Die beiden ersten
Male sollte man sich aufs Steuernannsexamen vorbereiten —
das war, als Mutter noch lebte, und das drittemal wollten
meine Frau und ich einen kleinen Laden aufmachen. Aber
jedemal ist man am andern Tag aufgewacht und war blank
— einmal auf einer Bank in Liverpool, das andere Mal in
Hamburg, und das drittemal — na, weg ist weg! Allmählich
wird man vorsichtig, Du!“

Ich konnte die Logik hierin nicht einsehen, aber in diesem
Punkte ließ er nicht mit sich reden. Es hatte ihn sicherlich
übermensliche Mühe gekostet, seine Summe so weit zu retten,
und er mußte sie wohl jeden Augenblick in der Tasche fühlen
können — als das große Kind, das er immer noch war.

Ganz sicher war er seiner nicht, er hatte etwas Angst
beim Gedanken an den letzten Hafen, den wir anlauten
mußten, und er nahm mir wiederholt das Versprechen ab,
daß ich ihn nicht aus den Augen lassen dürfe. „Wenn Du
bloß mit ans Land gehen und neben mir bleiben willst, bis
wir das Postamt erreichen, dann ist es all right. Dann
schicken wir das Geld von Hamburg nach Hause; es wird
Mutter vielleicht doch freuen, einmal auf diese Weise von mir
zu hören — und das hat sie sicher verdient. Aber vertrieb
mir, mich so lange nicht aus den Augen zu lassen!“

Ich versprach es gern, fand aber leider keine Gelegenheit,
mein Versprechen zu halten. Am für den letzten Teil der
Ladung Platz zu bekommen, hatten wir in Messina etwas von
der Holzfracht auf dem Deck verstaubt. Das brachte uns eine
recht böse Salsageite bei, die sich mit Hilfe der Tanks nicht
wieder gutmachen ließ. Da ließ der Kapitän es darauf an-
kommen. Bei dem guten Wetter war keine Gefahr; es war
bloß etwas schwierig, sich auf der Decksladung zu bewegen,
und wir hatten alle Order, aufzuwachen.

Eines Nachts im Konal fiel Peter über Bord. Niemand
hörte oder sah etwas davon; er wurde erst am nächsten
Morgen beim Becken vermisst. Auf der Reede um das Ve-
stedhaus hatte sich ein Teil der Decksladung verschoben; die
Vollen waren vermutlich unter seinen Füßen fortgerollt, als
er — sink wie immer war — über sie hinprang, und da war
er in das „große Wasser“ geplumpft.

Nichts kann unheimlicher sein als ein Schiff, das unter
dem Druck des verhängnisvollen „Mann über Bord!“ dahin-
fährt. Es lag uns wirklich fortwährend wie ein Ruf in den
Ohren, obwohl niemand Gelegenheit gehabt hatte, ihn hinaus-
zuringen, als Peter ins Meer fiel; alle Freude darüber, daß
man sich nach jahrelanger Abwesenheit wieder der Heimat
näherete, war vom Schiff gewichen. Die einzelnen Knappen
Befehle klangen schneidend in die Stummheit an Bord; wir
vermieden es, einander in die Augen zu sehen, um uns nicht
auf den gleichen tristen Gedanken an den Kameraden zu er-
tappen. Kein Mann auf dem Schiff war so beliebt wie
Peter, er war im Grunde die Seele an Bord. Es war eine
traurige Fahrt.

Und dann — als wir nach Verlauf von zwei langen Tagen
und Nächten in den Hamburger Hafen einlitten, die Flagge
auf Halbmast, aufgetafelt zu allem möglichen Umstandsram
und Seeverhör, so recht in Leichenbegängnislaune, stand Peter
am ersten Schlenkforter und schwenkte einen alten Deckel von
Eut. Der Kapitän fluchte verbiten von der Brücke aus und
redete den Hals. Wir glaubten ja, Gependner zu sehen und
machten alle ein mehr oder weniger blödes Gesicht. Doch für
Peter muß die Situation gottlos komisch gewesen sein, er
mühte sich um einen Teufel legen, um vor Lachen nicht um-
zukommen.

Das Ganze war so weit sehr natürlich zugegangen. Als
er eine Weile vergeblich gebellt hatte, streifte er das Wams
ab und fing an zu schwimmen, hauptsächlich, um sich die Zeit
zu vertreiben. Ein paar Stunden hantierte er so mager, bis
er sich so allmählich darauf vorbereitete, Feierabend zu machen.
Er war ein tüchtiger Schwimmer und wippte an und für sich
keine Müdigkeit; doch als er plötzlich die Lichtvision erblickte,
die sich jedem Ertrinkenden zeigt, da wußte er, was die Glose
geschlagen hatte. Und doch war's diesmal nicht wahr; denn
was er sah, war der flotte Passagierdampfer von Dover nach
Calais, mit Feuer aus allen Schloten. Der Dampfer
sichtete ihn an Bord — und dann war es ja eine Kleinigkeit,
mit dem Zug nach Hamburg zu fahren.

Leider hatte er noch mehr fertig gebracht — das Geld,
batter er vermöbelt, auf Heller und Pfennig. Wie, lohnte sich
nicht zu unterziehen. In Hamburg wurde er abgemittelt,
und mit dem Rest der Heuer kam er heil nach Hause.

Die Familie nahm ihn gut auf, und er war entzückt da-
von, wieder in ihrem Schoße zu weilen — er sprach eifrig
davon, sich dabei niederlassen zu wollen. Aber da es ihm
auch diesmal nicht gelungen war, sein Glückselig unverfehrt
heimzubringen, so konnte es ihn niemand verdenken, daß er
nach kurzer Zeit unruhig zu werden anfing und eines schönen
Tages seine Socken wackte, um noch einmal auf die Suche
zu gehen. (Verdeutsch von Hermann Hg.)

Unheil angerichtet, und wir fühlten uns im großen und ganzen gar nicht so unangenehm in unsern Erblöcher; wenn eben genügend zu fultern dagewesen wäre, hätten wir kaum geklagt. Nachdem es nun, wie gesagt, drei Tage lang Orkanen geregnet hatte, den himmlischen Regen gar nicht gerechnet, dachten die Briten wohl, wir wären jetzt ziemlich aufgeweicht und in Vert aufgelöst. Deshalb hatten sie uns den Besuch ihrer braunen Bundesgenossen zugebietet, die uns mit Haut und Haar aufzuffressen sollten. Weiß der Teufel, was die Engländer den Merlen eingetrichtert hatten, auf jeden Fall waren die, welche da gegen unsere Linien anrückten, befohlen oder sonst vom bösen Geist befallen. Unter einem fürchterlichen Geschrei, gegen das unser Hurraufen wie das Wimmern von Säuglingen klang, sprangen Tausende von braunen Gestalten auf uns zu, und zwar so plöblich, wie aus dem Nebel herausgespielen, daß wir im ersten Augenblick vollständig überrascht waren. Schnell waren wir jedoch gefaßt, und das Gewehr in der Faust erwarteten wir den Angriff in aller Ruhe. Was zu kriegerisch war der Anblick der kriegerischen Vorden nicht, besonders für unsere militärisch geschulten Augen, denn die brüllende, heulende, herantanzende und wild die Waffen schwingende Horde wirkte eher komisch wie bedrückend. Auf 100 Meter ließen wir das Gefindel heran kommen, dann eröffneten wir ein rasendes Schnellfeuer, das Hunderte wegmähte. Doch des ungeschickten Drängen die anderen vor, vorjähnelnd wie die Hasen und mit beispielloser Gewandtheit über die Hindernisse wegtretend. Am Nu waren sie in unierten Schützengräben, und woschlich die Braunen waren keine zu verachtenden Gegner. Mit Kolben, Bajonet, Säbel und Dolch wurde jetzt auf einander losgehauen und gestochen, und wir hatten bitter hatte Arbeit, die uns erst durch im Laufezeit herbeieilende Verstärkung erleichtert wurde. Dann aber waren wir die Kerle zu den Schützengräben heraus, und zwar so, daß ihnen Hören und Sehen verging. Wie gingen dann natürlich weiter vor und verfolgten den Feind bis in seine eigenen Schützengräben hinein. Bei unserem Vorgehen begannen wir den Feind, die verwundeten oder sich tot stellenden Ander nicht unschädlich zu machen, indem wir ihnen die Waffen abnahmen. Wir sollten diese Unterlassung schwer bereuen, denn kaum waren wir hinter dem fliehenden Feinde 100 bis 150 Meter hergerückt, als wir auch schon von hinten Feuer bekamen, das viele der Unserigen fällte und uns an noch tatkräftigerer Verfolgung der anderen hinderte. Die Wut, mit der wir zurückgingen, und über die heimtückische Wunde herziefen, ist nicht zu beschreiben. Ein heimtückischer Feind habe ich noch nie kennen gelernt, schon das schlangengleiche Gerantreiben und plöbliche Vorjähneln ist unheimlich. Noch schlimmer ist dieses „sich tot stellen“ und hinter dem vordrückenden Feind herziehen, oder aufspringen und mit Messer und Dolch in den Reihen des arglos passierenden Gegners wüten.

Um so erbärmlicher betrogen sich die Kerle in der Gefangenenshaft, und hier ist es nun wieder, wo die alte deutsche Gutmütigkeit die Oberhand behält und die gefangenen Ander bemitleidet, denn im Grunde genommen können die armen Teufel ja nichts dafür, daß sie uns gegenüber stehen. Ein eingeborener Offizier sagte uns, daß die indischen Truppen mit Maschinengewehren durch die Engländer vorgetrieben wurden und daß große Mengen von Spirituosen an die Leute verteilt wurden. Auch lutherischen die tollsten Schauergerichte bei den indischen Truppen über uns, desto größer ist die Verwunderung, wenn sie bei uns amüandig behandelt werden. Sowie der Ander gefangen genommen worden ist, ist er jaßn und gutmütig wie ein Kind, weiß der Teufel, was die Engländer für Mittel anwenden, um die Briten so gemeingefällig zu machen. Auch sind fast alle Ander mehr oder weniger krank, die meisten hinken fürchterlich, frieren ganz erbärmlich und zeigen in ihrem ganzen Handeln und Benehmen so recht ihr Schandentum. Handtäuschen usw. ist ein Zeichen der Dankbarkeit, und drohlich ist es zu beobachten, was für Gesichter unsere Leute schneiden, wenn sie die oft 14 Tage nicht gewaschenen Hände gefaßt bekommen.

Kriegsschiffe in früheren Zeiten.

Die meerdherrschende Britannia sieht sich in ihrem Welthandel durch den jüngerer deutschen Konkurrenz bedroht, der in eifrigerem Treibenarbeit seine Industrie und seinen Handel auf eine früher nicht gekannte Höhe gehoben hat. Diesen Handel glaubt England mit seiner gewaltigen Schlachtflotte nicht zu können, und deshalb fährt es den Krieg, entsprechend dem Dogma: Seeherrschaft bedeutet Welthandel. Dies Dogma ist erst mit der englischen Welt Herrschaft auf gekommen; die Welt Herrschaft der alten Römer, deren Imperium an Ausdehnung und Volkzahl freilich mit dem britischen Imperium einen Vergleich nicht aushalten kann, das aber doch die ganze damals bekannte und zum griechisch-römischen Kulturkreis gehörige Welt umfaßte, kannte ein solches Dogma nicht. Das Römerreich hat nur einmal und auch nur während einer verhältnismäßig kurzen Periode seiner langen Geschichte eine Flotte gebaut, und zwar zu einer Zeit, wo von einer römischen Welt Herrschaft noch nicht die Rede sein konnte, wo Griechenland und Kleinasien noch unabhängig von Rom waren und Rom noch um die Herrschaft im westlichen Mittelmeer und in Spanien mit dem großen Handelsstaat Karthago ringen mußte. In den Punischen Kriegen stellte sich für Rom die Notwendigkeit heraus, eine Flotte zu bauen. Ihr Kriegsschiff lebte sich an die griechischen Vorbilder an: hölzerne Rudererfahrer, die allerdings keinen Rammsporn aus Bronze hatten wie die griechischen Schiffe, sondern einen hölzernen Schiffsnagel; die Stärke der römischen Seeflotte lag im Entern der feindlichen Schiffe und dann im Nahkampf auf der Enterründe und dem feindlichen Schiffe selbst, in das man über die Enterründe eindrang. Nach der Unterwerfung der Punier und der Zerstörung von Karthago gab es ernstliche Konkurrenz auf dem Meere für Rom nicht mehr, und die römische Schlachtflotte verfiel sehr schnell — zum Schutze der Handelsflotte war sie eben nicht mehr nötig.

Jahrhunderte vergingen, ehe man wieder von Schiffen hörte, die speziell zu kriegerischen Zwecken gebaut waren; es waren das die Wikingerfahrer, auf denen die Normannen ihre Raubzüge an den Küsten der Ost- und Nordsee vollführten. Auch sie benutzten lange Ruder, führten aber bereits ein großes Segel an einer Mast. Ein Deck hatten sie anfangs nicht, sondern glaten großen offenen Booten. In der Zeit von 1000 bis 1200 sind die Dimensionen sowie die Ausbauten bereits erheblich gestiegen und auch die Takelage nicht unwesentlich vergrößert. Man hat gelernt, auch feilischen Wind durch zweckdienliche Segelstellung zur Fortbewegung auszunutzen und geht langsam vom Ruder ab. Den Wikingerfahrern gleichen im wesentlichen auch die Schiffe des fünfzehnten, des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, die in niederdeutschen Städten gegründet wurde. Auch sie hatten vorn und hinten kastellartige Ausbauten zur Aufstellung von Kanonen, Vorrichtungen, mit denen Steine geschleudert wurden, die in späterer Zeit durch Geschosse ersetzt wurden. Auch bei den Seekämpfen der italienischen Städte, der Republik Venedig und Venedig, überwiegt noch das Ruder; die Galeren der Venezianer besaßen mehrere übereinander befindliche Ruderbänke unter dem Deck. Daneben aber fand das Segel immer weitere Verbreitung. Die besonders großen Galeren, die in ihrer Vordertreib den Galeren gleichen, führten bereits drei Masten mit je einem großen Segel. Vollständig verdrängt das Ruder auf größeren Schiffen aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, nach Erfindung des Kompasses. Zu jener Zeit traten auch die Fortgeschrittenen und Spanier als Seefahrer auf. Die Ausrüstung der Schiffe war wesentlich auf den Kampf gegen Seeräuber berechnet, so waren z. B. von den drei Karavelken des Columbus zwei vollständig unbewaffnet und nur das Admiralschiff die „Santa Maria“, mit einigen Bombarden zum Schützen von Steinbüchsen versehen.

Veränderungen beibehalten worden sind. Die Größe der Schiffe nimmt zu, die Segelfläche wird erheblich vermehrt. Jeder Mast führt ein Untersegel, ein Mastsegel und ein Vorsegel, für die Fahrt unter Wind noch Besegel, durch die die Segelfläche vergrößert wird. Zum Schutze gegen das Anwachsen von Rauscheln und Seelieren wie auch gegen den Rostwurm wird der unter Wasser befindliche Teil der Kriegsschiffe mit Kupferplatten beschlagen. Seit dem Jahre 1500 setzt sich ein grundlegendes Umwandelung in der Ausrüstung der Kriegsschiffe ein, indem sie statt mit Steinbüchsen und Kanonen mit Geschützen versehen werden. Es werden Geschützporten in die Seitenwände eingeschnitten, wodurch die Breitseite besondere Bedeutung erlangt. Das erste Schiff dieser Art war der im Jahre 1512 gebaute „Heng Grace de Dieu“, ein Zweidecker von 1000 Tonnen Wasserverdrängung, der 54 18- und 26-fünfpfüßige Geschütze an den Breitseiten und 26 6- und Einspünder auf Deck führte. Seine Besatzung bestand aus 700 Mann, 125 Jahre später wurde der erste Dreidecker gebaut, der mit 100 Kanonen armiert war. Doch erwies sich seine Stabilität als sehr unsicher, und er wurde daher zum Zweidecker umgebaut. Ein im Jahre 1788 erbauter großer Dreidecker, die „Victory“, kenterte neun Jahre nach ihrem Stapellauf im Kanal und ging mit der gesamten Besatzung von 1000 Mann unter. Dieses Unglück war mit ein Anlaß, die wissenschaftlichen Bedingungen der Stabilität mehr zu studieren, die im 19. Jahrhundert zu wissenschaftlich gesicherten Grundlagen des Schiffbaues führten. Aber der allgemeine Typ der großen Segelschiffe änderte sich wenig. Einer der letzten großen Segelschiffe dieser Art war das 1833 gebaute Linienschiff „The Cuen“, das eine Länge von 26 Metern, eine Breite von 18,3 Metern und eine Tiefe von 7 Metern hatte. Erst die Einführung des Dampfes als fortbewegender Kraft rief einen gewaltigen Umwandelung im Schiffbau hervor. Da gleichzeitig mit der Einführung der Dampfkraft auch ein neues Geschütz aufkam, die mit Sprengladung versehene Bombenkanoone, war die Verdrängung der hölzernen Kriegsschiffe nur noch eine Frage kurzer Zeit. Die bei der Belagerung von Sewastopol im Jahre 1854 gemachten Erfahrungen sprachen dem hölzernen Kriegsschiff das Todesurteil.

Theater.

Charlottenburger Theater: „Der Seeräuber“, Lustspiel von Ludwig Fulda. Mit dieser Aufführung brachte das Charlottenburger Theater seinen sonstigen Brauch entgegen eine Premiere. In Deutschland ist das vor ein paar Jahren erschienene fuldische Stück, das in seinem vielerleisch belehrenden Geiste an des Verfassers freilich um vieles gelungeneren „Tollkahn“ erinnert, noch nicht gegeben worden. Die andalusischen Kleinmärchen aus dem 17. Jahrhundert, die der Fettel anknüpft, reden in wohlgelegten Trostchen und klammern sich so wenig um Wahrheitslichkeiten, wie die Personen jenes Märchenstücks. Jedes die Ironie, die sich dort gegen die Bräutigams- und Gottesgnaden-tum lehrt, hat hier, in eine enge Spähre gebannt, an Verbe viel verloren. In dem redlichen Berggärtner taucht nur selten eine scharfschneidende Spitze auf. Die Idee, eine Variation des Themas der Romantischen, ist nicht übel, doch dringt sie nicht lebendig, mit einer fälschlich bunten Wendungen die Phantasie unterhaltend in das Gewebe der Szenen ein, verliert, statt zu gewinnen, durch die Ausgestaltung.

Das ein berühmter Seeräuber, vor dem das Volk gezittert, reich geworden, sich als friedfertiger Mensch und fester Musterbürger in einem spanischen Städtchen niederläßt, das wohlgeborene Bürgermädchen, das er heimführt, durch sein Philisterrödel zum Verweilung bringt, ist sicherlich ein hübscher Einfall, dem parodistische Komik abgewonnen werden könnte. Was hätte Schaw zum Beispiel aus einem solchen staatsverhaltenden Räubermann a. D. in Hippantoffeln gemacht. Bei Fulda bleibt er nur ein leeres Schema. Die Romantische, die das Romane lesende lenitions-lüsterne Dämchen an dem willkürlichen Seeräuber so schmerzlich vernichte, findet sie dafür bei einem Gaukler, der die Löwenmähle des gefährdeten Namens benutz, um ihr zu imponieren. Der Vorich, ein Gassenfuch, verliert sich um so besser auf die großen Worte papiernen Heldentums und erscheint ihr so als Ideal der „Männlichkeit“. Auch hier, in dieser Kontrastierung sieht Ironie, die aber gleichfalls im Verlauf des Stückes nicht fruchtbar zur Entfaltung kommt. Drauf und dran, mit dem Geliebten durchzugehen, wird sie von ihrem Manne überträgt und legt ihm auseinander, daß sie mit niemand als mit diesem Hebräerischen glücklich werden kann. Im Schlußakt wird das Pärchen bei seinem drohlich inszenierten Abzug aufgehoben. In blinder Eiferhaft gibt sich der Ehemann als richtiger Seeräuber zu erkennen. Manuela erklärt, der falsche, der so schön geredet, sei ihr Lieber. Wenns mit dem Korallenleben nichts wäre, nehme sie auch so mit ihm vorlieb. Humanerweise wird der Verbrecher nicht gehängt, da man seine einstigen Talente im Seefahrt gegen die Verbrechensflotte verwerten will.

Wiele Stätten, ein neues Mitglied des Ensembles, zeigte in der Rolle der hübschen Förm Manuela sprühend munteres, lebenswichtiges Temperament. Der aufschneiderische Gaukler und sein Ehegatte waren durch die Herren Braun und Sarnow gut vertreten.

Kleines Feuilleton.

Kriegslügen und Menschlichkeit.

Aus Nordfrankreich erhält das skandinavische Blatt „Politiken“ eine Zuschrift, die einen ganz interessanten Beitrag zur Entstehung der Kriegslügen enthält. Auf beiden Seiten geht eine Schauer-mär von der Untat in dem kleinen belgischen Orte Waterlooliet um. Die Belgier erzählen sie also: Als die Deutschen durch Waterlooliet zogen, marschierte an der Spitze ihrer Mannschaften ein betrunkener Leutnant. (!) Auf einer Treppe sah da eine alte Frau mit einem Kinde aus ihrem Schöße. Der Leutnant zog seinen Revolver und unter dem Gelächter und dem Weisfall der Soldaten (!) löbte er mit einem Schuß Großmutter und Kind. So die belgische Version. Im Munde eines Deutschen, den der Erzähler in Holland traf, lautete die Geschichte sehr anders: Beim Duramarsch der Deutschen durch Waterlooliet sah eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Schöße auf einer Treppe. Plöblich ertönte ein Schuß. Ein Offizier sank tot zu Boden. Da man den Schützen nirgends finden konnte, so ging man zu der alten Frau und hob das Kind von ihrem Schöße. Im Schöße der Alten fand sich ein Revolver. Sie wurde auf der Stelle erschossen. — Nun ist der Berichtshalter fürzlich selbst in Waterlooliet gewesen; dort suchte er den Bürgermeister auf und erkundigte sich nach dem wahren Sachverhalt. Was stellte sich heraus? An der ganzen Geschichte war überhaupt kein wahres Wort. Es war in Waterlooliet nie, weder von seiten der Deutschen noch von seiten der Bevölkerung, ein Schuß gefallen!

Der Fall zeigt in sehr lehrreicher Weise, wie in der heißen Luft der Kriegsliebeschancen läbte Gerüchte gleichsam aus dem Nichts entstehen. Der hübsche Erzähler nimmt dann auch Gelegenheit, einige andere Kriegsgeschichten dieser Art zu berichten. So bezeichnet er es als absolut unwahr, daß deutsche Soldaten sich an belgischen Konnen vergreifen hätten, und überhaupt erklärt er es für völlig unerschütterlich, die Soldaten eines der kämpfenden Völker in Vandalen und Vögen als „Barbaren“ zu bezeichnen. Gerade an unseren deutschen Soldaten hat er da allerlei Erfahrungen gemacht, von denen er in rechtlichaffener Weise Bericht gibt. „Ich habe in Belgien viele Beispiele davon gesehen, daß Landsturmsoldaten, die selbst Familienbater sind, sich reizend der kleinen Kinder angenommen und ihnen Nahrung gegeben haben. In Antwerpen sprang ein verwundeter deutscher Soldat ins Wasser und rettete ein Kind vor dem Ertrinken. In Löwen rettete ein bayerischer Soldat mit Gefahr seines eigenen Lebens einen alten Mann aus einem brennenden Hause.“ Von Dingen dieser Art berichtet der Telegraph freilich nichts.

Auf der anderen Seite freuen wir uns nur, daß dem Dänen zu hören, daß auch so mancher Rebellat von französischer Seite, die berichtet worden ist, seinen Glauben verliert. Im besonderen erzählt er über die Behandlung der deutschen Gefangenen eine hübsche kleine Geschichte.

Der Sozialist als Feldprediger.

Vanderveelde, derzeit belgischer Winter, hat nach den Berichten des Pariser „Matin“ bei Dirmuiden kürzlich in einer Ansprache an belgische Soldaten u. a. ausgeführt:

„Blidet jetzt um Euch! Die Franzosen, die Engländer sind an Eurer Seite. Aus Indien, Südafrika, Kanada, aus allen Ländern kommen die freien Männer, Euch Herz und Brust anzubieten. Die Kosaken — die Kosaken sind in Preußen und haben Eure Feinde schon das Elend der Invasion kennen gelehrt.“

„Keine Freunde! Man bedarf noch Eures Mutes. Ihr kriegt, Ihr habt den Regen — mit dem Deutschen zusammen macht das drei Feinde. Seid dreimal tapferer, Nichts darf Euch aufhalten — und hättet Ihr selbst keine Schütze und kein Brot, würde ich Euch wie Bonaparte seinen Soldaten in Italien sagen: „Holt sie Euch da unten! Denn da unten sind — gefnebelt — Eure Mütter und Frauen. Sie erwarten, daß Ihr sie befreien kommt. Wenn sie Euch lassen werden, wird es auf Eure rubmgelockte Stirn sein. Nach unseren Städten, meine Freunde, nach unseren Städten! Und die Fahne voran! Hoch Belgien!“

Dazu bemerkt der Amsterdamer Korrespondent der „Wiener Arbeiter-Zeitung“:

Es liegt mir fern, den patriotischen Schwung und die Bonaparte-Geste des Staatsministers zu kritisieren. Aber für den „Bürger“ scheint der Hinweis auf die „freien Männer“ vom Ganges und vom Don etwas stark. In jedem Falle hat Jean Jaures über die „Riffion“ dieser Kämpfer für die „Freiheit der europäischen Völker“ eine andere Meinung gehabt. Am 14. Juli 1913 hatten die algerischen Turkos, und an ihrer Seite zum erstenmal die schwarzen Senegalener, an der Truppenparade auf dem Felde von Longchamps teilgenommen, und ganz Paris befand sich in einem Freudentumel. Damals war es Jaures, der von den schwarzen „Kulturträgern“, als die sie zu jeder Zeit die französische Chauvinistenprelle feierte, in der „Humanité“ schrieb:

„Wenn nun einmal die Eingeborenen Afrikas als die „Kulturträger“ Frankreichs gelten und sich in ihnen die Hoffnungen aller „wahren Franzosen“ verkörpern sollen, so darf man wohl die Frage stellen, welche Kultur und welche Zivilisation von ihnen über die Grenzen Frankreichs hinausgetragen werden sollen. Man kann sich leicht vorstellen, wie die lebendigen und galanten Pariserinnen, die sich in ihrer Begeisterung für Turkos und Neger nicht genug tun können, von diesem Gefindel behandelt würden, wenn sie ihm am Abend nach einer Schlacht in die Hände fielen. Jeder wahre Franzose muß vor Scham ertöten wenn er sieht, daß solche Gorden zur „Verbreitung der französischen Kultur“ und zur Verteidigung des Vaterlandes herbeigerufen werden sollen.“

Dezemberfrühling.

Der meteorologische Winterbeginn, der vom 1. Dezember ab gerätet wird, hat ganz Mitteleuropa eine auffällige Erwärmung gebracht. Mit alleiniger Ausnahme des deutschen Ostens, wo aber auch überall jetzt mildes Tauwetter herrscht, liegen während der letzten Tage die Temperaturen überall bis auf 10 Grad Wärme, an zahlreicheren Orten sogar noch darüber hinaus bis auf 11 und 12 Grad Celsius. In Berlin war beispielsweise die mittlere Tagestemperatur des 1. Dezember höher als je zuvor an diesem Datum und erreichte den Wert eines Tages in der zweiten Aprilhälfte. Auch Mittwoch hielt die unzeitgemäße Wärme an, während in der westlichen Hälfte des Landes gleichzeitig der Himmel völlig unbewölkt war. Es ist die Wirkung dieser ozeanischen Wirbel, die aus niederen Breiten des Atlantik kommend, warme Südwestwinde mit sich führen. Gegenüber diesem den hohen Norden einnehmenden Gebiet niedrigen Drucks laozert über Südosteuropa ein sehr hohes Maximum, in dessen Bereich noch Frost herrscht und das sich seitweilig bis nach Mitteleuropa geltend gemacht hat; daher die Kühleiterung. Die Witterung bleibt auch zunächst mild.

Das Herrenlazarett im Kunstgewerbemuseum.

In der Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums ist jetzt eine Krankenabteilung ausschließlich für Kriegsverwundeten gegründet worden. Sie besteht aus 100 Betten und ist erweiterungsfähig. Ihr Leiter ist Professor S. Oppenheim, der die Gründung der Medizinabteilung des Kriegsministeriums vorge schlagen hatte und jetzt in der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ seine Erfahrungen niederlegt. Oppenheim erklärt es für bezeichnend, daß die Entrostungen fast durchweg bei besonders Veranlagten auftreten; die schon vor dem Kriege Neurothosen oder Psychopathen waren. Aber es gibt auch Ausnahmen; so entwickelte sich schwere Neurothosen bei anscheinend Geunden, nachdem in ihrer unmittelbaren Nähe eine Granate geplatzt war. Ein fast durchgehender Zug ist die Störung des Schlafes durch wilde Träume, in denen Kriegserinnerungen den wesentlichen Inhalt bilden. Bei einem der Patienten kam es auch am Tage im Mittagschlaf zu einem derartigen Traum, in dem er, einem vermeintlichen Kommandeur folgend, aufsprang und in blinder Hast vorwärts stürzte, bis er mit dem Kopfe an einen harten Gegenstand stieß und sich verletzte. Auch eine besondere Eufschicht ist schon eingetreten, bei einem Flieger, früher einem der kühnsten, der sofort beim Verreten seines Flugzeuges von Angst befallen wurde.

Notizen.

„Peterhens Mondfahrt“, das poetisch schöne Märchenstück von Gerdt v. Saksis wird zur diesjährigen Weihnachtszeit im Berliner Theater zur Aufführung. Das keine Dichterwerk, das mit guter Naturbeobachtung einen leicht verständlichen Stoff in hübsche Verse gebracht hat, erweist nicht nur die Kleinen, sondern hält auch bei den Erwachsenen Stand. Es ist eines der wenigen neuen Märchenstücke, die künstlerisch befriedigen. Groß und klein ertöten sich an dem munteren, abenteuerlustigen Peterhen, der im Traum mit seiner kleiner Schwester Annelies und mit Hilfe eines sehr gefälligen großen Kaisers, der den Kindern das Fliegen lehrt, eine lustige Fahrt ins Weltall unternimmt. Spannend werden die verschiedenen Reifstationen verfolgt: das Dämmerlicht, wo die Englein gerade beim Sterneputzen sind, die Götterwelt bei der Raafte, wo die elementaren Naturgewalten anschaulich verläppert alle als Götter erscheinen. Dann die Weihnachts-wiese, wo alle Spielhosen und die Weihnachtsbäume wachsen und gedeihen. Zuletzt die mittels einer hohen Rauone erfolgende Luftreise zum großen Mondberg hinüber und von da die rasche Heimfahrt ins Kinderbettschen zurück.

Ganz prächtig wurden Peterhen und sein Schwesterchen von zwei sehr begabten kleinen Mädchen Eva Karch und Hil Martini gespielt. Vortrefflich war auch das hümmliche Bölkchen, das sich in der Märchenwelt tummelt. Ein edles und rehtes Kinderstück, voll hunder Phantasie, ohne aufzwingliche Tendenz.

„Theaterchronik.“ Im Säller Theater Charlottenburg wird jetzt die ganze Wallenstein-Trilogie einstudiert. „Wallenstein Lager“ und „Die Piccolomini“ werden am Sonnabend, den 5. Dezember, und „Wallenstein Tod“ am darauffolgenden Sonnabend, den 12. Dezember, in Szene geben.

„Vorträge.“ Ueber „den Heiligen Krieg und die französischen Aufbruchgebiete Nordafrikas“ spricht am Sonnabend, den 5. Dezember, abends 8 Uhr, in der Treptow-Sternwarte der Reise-schriftsteller Max Kautzsch. — Am Donnerstag, den 10. Dezember, findet abends um 8½ Uhr in der Philharmonie ein Vortrag des Reichstagsabgeordneten Th. Ad. Schmidt über das Thema: „Der Krieg und die deutschen Arbeiter“. Der Reinertrag ist für die Arbeitslosen und Obdachlosen bestimmt.